Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 7

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Schluss]

Autor: Heer, J.C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636052

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 7 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

12. Februar 1938

Im Armenviertel

Von Walter Dietiker *)

Die Gassen eng, die Häuser hoch und schmal, Die Kammern klein und ihre Wände kahl, Wo sich der Blick durchs offne Fenster drängt, Das gar noch schief in seinen Angeln hängt. Bereinzelt etwa, grau und öd und flach, Um ein Kamin ein brüchig Plattformdach. Geflickte Wäsche hängt an einem Seil; Dort oben hat sie an der Sonne teil.

Und auf des Daches Boden ausgestreckt Wärmt sich ein Kätzchen, das die Pfoten leckt. Es ist versöhnt, es hält nicht streng Gericht — Ob auch die Wenschen? Ach, ich weiß es nicht!

*) Aus "Das siebente Buch". Gedichte. Berlag A. France A.=G., Bern.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

Entzündet von den Werken der Geister, die Ewigkeitswerte geschaffen haben, sprühte seine Seele in dichterischem Schwung und Feuer, doch beherrscht von den Schönheitsgesehen des Maßes und der Harmonie. Die Stunden wurden ihm und den Mädchen Gottesdienst.

Junge Augen lachten; frische Wangen glübten; heiße Herzen flogen ihm zu. Es ist das selige Recht der Jugend zu schwärmen!

"Er sieht mit seinem eckigen Kopf gar nicht aus wie ein Dichter", reizten die Eltern etwa die Schülerinnen.

"Wir wissen es besser; er ist doch einer!" flammte ihre Antwort empor.

Heinrich Landsiedel hätte es leicht gehabt, sich aus den Mädchen des Stiftes, unter denen es so viel Anmut, so viel Freudiges, so viel Tieses gab, die seinste und edelste als sein fünstiges Weib auszuwählen, den Liebreiz, die Kraft, den Keichtum, die innere Größe. Wie manche seine Hand streckte sich ihm und bebte in der seinen!

Er aber griff nicht zu und galt deswegen im Kreise enttäuschter junger Damen, Bäter und Mütter als absonderlicher junger Hagestolz, dem nicht zu helsen sei.

Ruhig und stetig lebte er seinem Beruf und verwand darin Innerliches.

Da erhielt er auf dem Umweg über seinen Berleger einen merkwürdigen Brief. Er kam aus dem Hopital de Dieu in Paris und enthielt, von fremder Hand geschrieben, Mitteilungen seines ehemaligen Freundes Reinhold von Plus.

"Bielleicht haben Sie es in der Zeitung gelesen", lautete der Brief, "daß in einer entlegenen Ede des Bois de Boulogne vier junge Ruffen und ein ruffisches Fräulein bei Versuchen mit Sprengbomben verunglückt find. Drei Mitglieder unferer Gefellschaft sind tot; uns, die beiden andern hält man mit zerschmet= terten Bliedern noch fünstlich im Delbad und mit Sauerstoff am Leben. Bis wann? Mich vielleicht bis morgen! Ich bestehe nur noch aus Ropf und Rumpf, und der Brand frist sich stets näher ans Herz. Indessen bemitleidet mich wohl niemand als ich mich felbst. Nach dem furzen Aufenthalt in Tübingen hatte ich das ehrliche Bestreben, aus den Ketten des Anarchismus los und wieder in ein gutes Berhältnis mit den Eltern zu kommen. Ich war zwei Jahre Sektenprediger in Amerika. Da hatte ich in New-York das Unglück, mich in eine Ruffin zu verlieben, Lydia Smirnoff, auch Nihiliftin wie jene Miriam Dettenbach, an deren Geschichte Sie sich vielleicht erinnern. Die Beliebte führte mich nach Paris, und es war wieder das alte revolutionäre Lied. Nun ist es ausgesungen.

Eines bleibt mir aber noch zu erledigen, und in den letzten Lebensstunden muß ich mich in einer Gewissensangelegenheit an Sie wenden, obgleich ich von Ihrem jezigen Schickal nichts weiß, als daß Sie der Verfasser der föstlich schönen und tiefen "Doia-Lieder" sind. Darum lasse ich den Brief über den Verlag an Sie gehen.

Sie ahnen wohl, daß es sich bei meiner letzten Sorge um die Rosa Wenk handelt, vielmehr um ihren unehelichen Sohn, der Blut von meinem Blut ist. Wie Sie wissen, wollte ich Ihnen

30

aus lauter Neigung und Freundschaft den Beweis erbringen, daß Rösle Ihrer nicht wert sei. Leider gelang es mir über Bunsch. Etwa ein halbes Jahr, nachdem ich Tübingen verlassen hatte, empfing ich in Zürich ben Befuch eines württembergischen Gefängnisgeistlichen, der mir die unerbaulichen Nachrichten brachte, daß die Rosa Went wegen Brandstiftung seiner Obsorge vertraut sei und in einiger Zeit ein Kind erwarte, als dessen Bater ich gelten muffe. Er bat mich um Mittel für die Went, und ich habe auch verschiedene Male so viel für sie und ihr Kind getan, als es mein stets schmaler Beutel erlaubte, besonders während der Geburt des Jungen, und als sie mir schrieb, daß fie einen Mann heirate, Schuhmacher Joseph Beilkopp in Stuttgart, der dem Knaben ein guter Bater sein werde. Das letztere ift nun leider nicht der Fall. Ein Ruffe, der bei ihm ein Paar Schuhe sohlen ließ, schilderte ihn mir als völligen Säufer. Das Rind jedoch sei ein prächtiges und viel versprechendes Geschöpf mit herrlichen blauen Augen. Nun tommen mir gerade biese nicht aus dem Sinn. Ich möchte nicht, daß der Junge einmal ein noch zügelloseres und verfehlteres Leben als sein Bater führen und so elend enden wird wie ich. Deswegen habe ich schon vorgestern den Eltern, mit benen ich mich allerdings nie versöhnt habe, Kenntnis von diesem Kind gegeben. Ich hege die leife Hoffnung, daß mein Bater von seinen Millionen so viel für den jüngsten Sprossen seines Stammes übrig hat, daß der Junge mein Andenken nicht ganz verfluchen muß. Tut mein Bater für seinen Enkel nichts, so doch hoffentlich meine Mutter, die eine driftliche Frau ift. Ich habe den Eltern dafür Ihren Namen und den Ihres Berlegers aufgegeben und bitte Sie in der Erinnerung an die schönen Stunden, die wir in Tübingen miteinander verleben durften, die Sache meines Rindes zu der Ihrigen zu machen. Ich kenne ja fonst in Württemberg niemand, an den ich mich wenden könnte. Ich hoffe, daß es Ihnen durch die Hilfe meiner Eltern gelingt, den Anaben aus seiner jehigen schlechten Umgebung hinwegzunehmen und ihn in einem Bai= fenhaus unterzubringen und daß Sie stets ein Auge über sein Ergehen halten. Das ift meine große Herzensbitte an Sie! Und nun fie ausgesprochen ift, fterbe ich ruhiger. Wie oft habe ich nach meinem Aufenthalt in Tübingen an Sie gedacht, immer mit dem Selbstvorwurf, daß ich die meifte Zeit meines Lebens in einer verdorbenen Gesellschaft verbracht habe, die tief unter der Lauterheit und Herzensgüte meines Heinrich Landsiedel ftand. Wie schön hätte ich mich neben Ihnen entwickeln können! Es war aber schon damals zu spät. Ihre "Doia-Lieder" haben mich mächtig ergriffen. Als ich sie las, empfand ich noch einmal etwas wie Befriedigung über die vielbereute Tat, mit der ich Ihnen die Augen über die Unbedeutsamkeit der Rosa Went geöffnet habe. Ich spürte aus den Liedern, daß Sie wohl Herzerschütterndes, aber auch herrlich Hohes in der Liebe erlebt haben!"

Was follte nun Heinrich mit diesem Brief? — Einer Antwort bedurfte es nicht; der ihn hatte schreiben lassen, war, wie er einer Zeitungsnotiz über das Nibilistenunglück im Bois de Boulogne entnahm, schon jenseits des Sterbens; auch rührten sich die Gutsbesigersseute von Plus mit keiner Zeile. Doch vermochte Landsiedel nicht das Bermächtnis des Toten in den Wind zu schlagen. Obgleich es ihm im Innersten widerstrebte, eine treusofe Geliebte, die ins Ungsück gekommen war, wiederzussehen, entschloß er sich, die Familie Geilkopp aufzusuchen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es um das Kind Keinholds von Plus und der Kosa Wenk stehe.

Die Schustersleute wohnten in einem moderigen Gäßchen der Stuttgarter Altstadt, dessen Giebel sich oben beinahe zussammenneigen. Heinrich gab sich einen Ruck und trat in die trübe Butit, die zugleich als Wohnzimmer diente. Ein stechender Ges

ruch von verdorbener Luft und Schnaps fam ihm entgegen. Mit glozenden Augen schaute der Geschäftsinhaber vom Einsbein auf und legte den Stifthammer zur Seite. "Und was wäre gefällig, Herr?"

"Ein Paar Schnürschuhe wollen Sie mir anmessen", erwiderte Landsiedel und spürte sich erleichtert, daß die Frau abwesend war.

Der Schuster, ein widerwärtiger Mensch mit grauem, verschwommenem Gesicht und großer Glate, um die ein Ring dunkler Haare lief, kniete zur Maßabnahme vor ihn nieder. Unterzbessen betrachtete Heinrich zwei kleine Kinder, die blaß und halbnackt auf dem schmutigen Stubenboden spielten. Sie hatten im Gesicht bereits den niedrigen Ausdruck des Vaters, und keines von beiden konnte der Sohn Reinholds von Plus sein. Sollte er fragen? — Sein Blick ruhte auf einem kleinen Arbeitstisch, auf dem ein Hausen Schäfte für Damenstiefel lagen.

"Dort arbeitet sonst meine Frau", unterhiest der Schuster den Gast. "Sie hat aber nicht beständig Arbeit. Wo sie nur steckt, die Schlampe? — Sie sollte von einem Ausgang zurück sein."

Da regte sich etwas hinter einer abgestorbenen spanischen Wand, die wohl die Betten der Familie verbarg.

Ein feines, blaffes Knabengesicht schaute verschüchtert mit großen, blauen Augen durch die Spalte der Tücher hervor

"Komm her, mein Junge!" rief ihm Landsiedel zu.

Im Nu verschwand das Gesichtchen wieder.

Da lief der Schuster hin und riß den etwa fünfjährigen, zartgliedrigen Buben beim Aermchen aus dem Versteck. "Willst du dem Herrn gleich guten Tag sagen!" Orohend lockerte er den Riemen.

Zaghaft reichte der Junge dem Fremden die Hand, und der Blick Landsiedels ruhte auf dem Geäder der schöngebauten Schläfen.

"Wie beißest du?" fragte er.

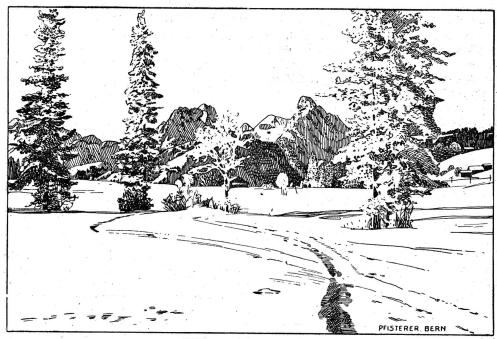
"Heinrich", erwiderte der Knabe leise und traurig.

Der Schuster bemerkte es nicht, wie das Wort seinem Kunben einen Stoß gab. Er lachte rauh. "Ja, Heinrich heißt er. Ist das nicht ein blödsinniger Name? — Der Junge ist nämlich ein Baron; den Namen hat ihm meine Frau gegeben, bevor ich sie kannte; sie tat es, weil ein Student in Tübingen Heinrich hieß, mit dem sie eine Liebschaft gehabt hat. Ich hätte den Buben Emanuel oder Cäsar getaust; doch ist es jeht gleichgüstig; denn mit seinem Bater, dem Herrn Baron, ist es ein schlechtes Geschäft, und seinetwegen hätte ich meine Frau nicht zu heiraten gebraucht. Ich rechnete, er würde uns einen Schuhwarenladen an der Königsstraße einrichten. Nichts von alledem! Bei magern paar Hundert Märklein blied's, und jeht ist er nach Paris verschwunden. Wir aber haben den Basg und Bergebensesser!" —

"So, Heinerle!" wandte sich Landsiedel an den Buben und legte ihm ein Markstück in die blasse Kinderhand. "Ich heiße wie du!"

Ein rührendes Lächeln spielte um den Mund des Jungen. Als Landsiedel gegangen war, machte er einen weiten Lauf, um die Rleider zu verlüften und noch mehr die Seele. War es möglich, daß es in seinem lieben Stuttgart, dessen Schönheit sein Herz sonst in Heimatstolz schwellen ließ, ein solches Bild der Armut und Verkommenheit gab? — Was war das für eine elende Heirat mit dem Hintergedanken, aus dem Vater des unsehelichen Kindes Geld zu erpressen? "Kösle, mein armes Kösle, in was für böse Hände bist du geraten!" seufzte er. — Und für den seinen, armen Knaben mußte etwas geschehen!

Er nahm den Heimweg über die Königliche Domänenverwaltung. Da saß der Adjunkt des Direktors, sein Freund Doktor Ulrich Zeusser, der die Beamtensaufbahn eingeschlagen hatte



Winter auf Saanenmöser

und von den Möglichkeiten der gedeihlichen Bersorgung eines Kindes mehr verstand als er. Dem schüttete Heinrich das schwere Herz aus.

"Nun, drei Wochen wird die Sache Zeit haben", versetzte Zeusler gelassen; "ich bin im Begriff, mit Frau und Kind nach Villingen in die Ferien zu fahren. Komm auch! Wir sind doch keine rechten Stadtmenschen, Heinrich."

"Jedenfalls grüße mir die Tilla Scheck in ihrem Forsthaus recht herzlich", sagte Landsiedel.

"Du, die hat einen Zorn auf dich", lachte Zeusler, "weil du ihr nie Gelegenheit gibst, dich über die "Doia-Lieder" auszufragen, die sie so gut wie der Verfasser selber kennt."

Landsiedel ging wieder.

1

Wenn sich auch aus Rußland niemand regte, war es ihm doch nicht recht, daß die Bersorgung seines Schützlings auf sich warten ließ.

Da saß er eines Abends im schönen Studierzimmer und schrieb an einem Gedicht: "Das arme Kind!"

Die Glocke ging; das Dienstmädchen meldete: "Es ist eine Frau mit neuen Schuhen für Sie draußen."

"Mein Gott, du, Rösle!" rief Heinrich.

Das ärmlich gekleidete, bleichfüchtige Weib, das schon wieder guter Hoffnung ging, dem aber ein Rest von Anständigkeit geblieben war, wagte es nicht, den Blick zu ihm emporzuschlagen. Es sagte leise und in tieser Scham: "Ich komme selber zu Ihnen, Herr Brosesson, um Ihnen meinen tiesen Dank auszusprechen sür das, was Sie an meinem armen, verstoßenen Heinzich getan haben. Wie glücklich bin ich, daß er jeht draußen im grünen Wald bei Hirschen und Rehen auswahsen darf. Unter meinen Kindern ist es mir doch das liebste; der Junge ist so gescheidt und auch so dankbar für jedes bischen Liebe, daß Sie nicht wissen wie dankbar."

"Ich getan? Ihr Heinrich im grünen Wald? — Ich verstehe davon kein Wort, Rösse", erwiderte Landsiedel verwirrt.

"Es war eine feine und schöne Dame bei uns; sie sagte, sie habe ihren Mann früh verloren, lebe einsam im Schwarzwald und wolle, da sie kein eigenes Kind besitze, den Heinrich gern erziehen! Sie möge ihn schon, weil er Ihren Namen trage", erzählte Frau Geilkopp tonlos.

"Tilla Sched", rief heinrich.

"Ia, Frau Scheck aus dem Forsthaus bei Villingen. Also vielen Dank!"

Die Schustersfrau wandte sich zum Gehen; die Tränen wollten ihr kommen.

"Noch auf ein Wort, Kösle", bat er. "Weißt du um das Schicksal Reinholds von Plus?"

Sie schüttelte gleichgiltig den Kopf.

"Er ist in Baris unter gräßlichen Umständen gestorben!"

Da hob sie doch die trüben, traurigen Augen zu ihm empor. In glühendem Haß sagte sie: "Dann will ich mit Gott nicht mehr so start wegen meines Unglücks hadern. — Dich aber, Heinrich, segne er!" —

Sie riß sich los, ging, und die Treppe herauf fam ihr verbaltenes, trostloses Wimmern. —

Landfiedel wurde seiner Ueberraschung und Bewegung faum Herr.

"Tilla Scheck", murmelte er. Er strich den Titel des begonnenen Gedichtes durch, zerknüllte das Blatt und warf es in den Papierkorb. Das arme Kind, an das er bei der Riederschrift gedacht hatte, war ja jetzt, da es unter der mütterlichen Hut der seinen Frau auswachsen durste, ein reiches Kind.

Es wurmte ihn aber ein wenig, daß sie gehandelt hatte, ohne sein Einverständnis einzuhosen. Doch er hatte sie ja auch nie in ihrem Forsthaus besucht, sondern es bei den gegenseitigen Grüßen bewenden lassen. Warum denn nur? —

Um sich das Bild Doias rein und ungestört zu erhalten! Wozu aber an die denken, der keine Rettung mehr zu bringen war? — Hatte er um sie, die sich seinetwegen lebendig begraben hatte, nicht genug getrauert?

Erinnerungen an Santa Maria stricken, schmeichelnder Frühlingswind, durch seine Seele. Ob Lilla Scheck, die wie ein Sonnenstrahl in das öde Hospiz getreten war, noch die Kraft besah, die Lenzluft des Schwarzwaldes um sich zu verbreiten, etwas wie Morgen im Forst, wie träumerisches Blühen im Jungschlag der Tannen? ——

Jedenfalls mußte er ihr dafür danken, daß sie den Knaben Heinrich so großherzig aus der Armut und Berderbnis der Schusterstube in ihre lichte Welt hineingezogen hatte. Auch seinem Freund Zeusler. Ohne ihn hätte Tilla Scheck nie um den Jungen ersahren.

Schon in den nächsten Tagen reifte er nach Villingen.

Ein linder Sommerabend fiel mit roten Tönen in die dunkeln Tannen. Da schritt neben ihm in Natürlichkeit Frau Tilla, die liebliche Schwarzwälderin mit den strahlenden, blauen Augen, der Schillernase und dem Aehrengewind der dunkelblonden Jöpse. Ihr Ausdruck war wohl gereister, aber ihr Wesen so frisch und unmittelbar wie in Santa Maria, ihre Stimme von jenem Bohlklang, der von selber an irgend ein schönes Lied erinnerte.

Die Racht froch zwischen den Stämmen des Forstes hervor. Und die beiden einsamen Menschen sprachen noch von Doia.

Da legte Heinrich seinen Arm in den seiner Begleiterin. "Berehrte, liebe Frau Tilla", sagte er, "was habe ich um Doia gelitten! Es gibt aber einen Herzenszauber, der stärker ist als die Bunden der Fremde — Heimat! — Du sei meine Heimat, Tilla!" —

Sie neigte das Haupt, und fester legte sich ihr Arm in den seinen. Sie waren vor Glück so still, daß sie den leisen Nachtwind in den Wipfeln flüstern hörten und wie die dürren Zweiglein unter den Füßen der Rebe brachen — Laute der Heimat! —

• . •

Zwei Jahre später, als kaum die Pfirsichskauden an den Hängen von Stuttgart ihre Blüten flammen ließen, unternahm Heinrich Landsiedel seine Romfahrt, die echte Romfahrt des deutschen Gelehrten.

Frau Tilla mußte daheim bleiben; sie stillte den ersten Bruder des kleinen Heinrich.

Landsiedel gehörte nicht unter diejenigen, die gähnend oder schlafend durch den Gotthard fahren. Obwohl es um Mitternacht geschah, maren seine Sinne hellmach. Er dachte an die verlore= nen Augen des Mineurs Bermi, an Kaufmanns Kat: "Werden Sie kein alter Junggeselle", und besonders lieb an seinen Freund Bater Placidus, mit dem er einmal in den Tunnel gewandert war. Als der Zug an Airolo vorüberbrauste, stellte er sich unter das Fenfter und ließ fich den Nachtwind durch die Haare fahren. Nicht lang und er sab aus dem Tal hinauf nach Altanca, das im schwachen Mondschein auf dem Berggesimse lag. Dort träumte der Sindaco in Frieden; außer seinem Grab aber mar mohl jede Spur der Menschen vermischt, die auf der Bobe einander geliebt und miteinander gelitten hatten. Nicht einmal Testa war mehr im Land; er hatte das Hotel am Gee verkauft und sich in Laormina einer neuen Unternehmung zugewendet. Und Grimelli? — Der hatte wohl seine Zuchthausstrafe bald herum. Wenn er wollte, konnte er seinen Weg leicht wiederfinden. Doia hatte ja in ihrer letten Not noch für ihn gesorgt.

Und fie? - Gräber und Rlöfter sprechen nicht! - -

Como! Die rötliche Morgensonne, die auf der Stadt lag, schwerzte Heinrich; er schloß die Augen; ihm war, er höre aus entlegensten Weiten den weiblichen Chorgesang eines Requiems; eine junge Nonne in weißem Kleid werde hinabgesenkt in die Gruft.

Gottlob, der schwerste Ort der Romsahrt lag hinter ihm. Es ging ihm ein Gedicht durch die Seele. Was ist alles Leben mehr als ein Traum? Und wer ihn nicht zu hart träumt, der soll gegen die andern edel sein, jeder sich der unsichtbaren Macht neigen, gegenüber deren Wesen und Geheimnis alle Religionsformen nur Stammellaute unmündiger Kinder sind!

Erinnerungen eines Dalmazi- und Marzilibuben aus dem Ende der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts.

Sechzig Jahre sind es her, seitdem ich mit meinem Vater aus dem Auslande (England) nach Bern übersiedelte. Die Stadt zählte zu jener Zeit bloß wenig mehr als 40,000 Einwohner und es war denn auch deren Ausdehnung eine weit bescheidenere, als heutzutage. Da damals die beiden Hochbrücken, die Kirchenseld- und Kornhausbrücke, noch sehlten und auch die Fertigstellung der großen Rydeckbrücke erst 33 Jahre zurücklag, so waren die jenseits der Aare gelegenen Teile der nächsten Umgebung der eigentlichen Stadt (Altenberg, Rabbental, Spitalacker, Obstberg, Gryphenhübeli, Kirchenseld und Dalmazi) entweder nur schwach, d. h. meist mit einzelstehenden Landhäusern, oder dann überhaupt noch gar nicht überbaut.

Einzig im heutigen Lorrainequartier, das seinen Namen dem s. It. zuhinterst an der jetigen Lorrainestraße gelegenen, ursprünglich "im kleinen Wyler" genannten, dann aber im Jahre 1705 vom damaligen Besitzer in "Lorraine" (Lothringen) umgetausten Gut verdankt, hatte sich seit der Bollendung der Eisenbahn- und Fahrbrücke, d. h. also vom Jahre 1858 an, eine rege Bautätigkeit entsaltet.

So stand beispielsweise auf dem ganzen großen, bis zum Dählhölzli sich hinziehenden Kirchenfeld an Gebäulichkeiten damals einzig eine große Scheune mit einem sog. Dreschgöpel.

Im sog. Dalmazi bestanden zu jener Zeit an Gebäuden von der Dalmazibrücke an flußauswärts bloß: eine große Sägerei (auf dem Areal der nunmehrigen Automobilwerkstätte) mit Wohnhaus; das frühere, Witte der Achtzigerjahre abgebrannte Fabrikgebäude der immer noch bestehenden Brennereiund Likörfabrik Demme und Krebs; dann zuoberst am sog. Dalmazirain ein zu jener Zeit noch nicht lange stehendes Wehrfamilienhaus; diesem über die Straße direkt gegenüberliegend ein größeres, ansangs der Achtzigerjahre ebenfalls dem Feuer zum Opfer gesallenes Bauernhaus und weiter hinten das sog. "Kömergut", welches zum Betriebe einer von den Stadtbernern sleißig besuchten Sommerwirtschaft diente.

Daß diese Userstrecke, von der Brücke auswärts dis zum sog. Knechteninseli, zu ihrer nichtbernischen und überhaupt unschweizerischen topographischen Bezeichnung "Dalmazi" gekommen ist, liegt darin begründet, daß in der ersten Hälste des 17. Jahrhunderts ein Berner, der in venetianischen Diensten in Dalmatien gestanden hatte, nach seiner Heinem dem Marzili gegenüberliegenden Gute den Namen "Dalmatien" gegeben hatte. Diese Bezeichnung wurde dann im neunzehnten Jahrhundert zu "Dalmazi" abgekürzt. Ein Beweis hiesur ist der Umstand, daß im Jahre 1652 versügt wurde, die Schießübungen mit den Kanonen müßten von der Kleinen Schanze aus gegen "Dalmatien" abgehalten werden.

Mit der schon vor dem Jahre 1300 geläufigen topographischen Benennung des "Marzili" hat es übrigens eine ganz ähnliche Bewandtnis. Das jetzige Marzili wurde früher als Marsili oder Marsilie bezeichnet und ist dem Namen nach identisch mit dem mittelhochdeutschen Marsilie = Marseille.

Das Borkommen dieser topographischen Bezeichnung dürste (ähnlich wie es bei der Lorraine und dem Dalmazi gegangen ist) seinen Grund wohl darin haben, daß eine Berson, welche zum damaligen Marseille in irgend einer Beziehung stand, nach Bern kam, dort unten an der Nare ein Landgut besaß und nun diesem den Namen "Marsilie" gab, welch letzterer in der Folge zur topographischen Bezeichnung des ganzen Quartiers, bezw. des ganzen dortigen sog. "Drittels" wurde.

Im Jahre 1877 fanden mein Bater und ich in dem weiter oben erwähnten, zu oberst am Dalmazirain noch heute stehenden Mehrsamilienhaus bei einem schon zu jener Zeit und dann noch lange Jahre hindurch bekannten und namentlich in der bernischen Sängerwelt geschätzten Pädagogen L., Bruder meines Baters, gastfreundliche Ausnahme für die Zeit eines Jahres,